Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art

Band: 27 (1940)

Heft: 1

Artikel: New York und Zürich : vergleichende Anmerkungen zu den Ausstellungen

Autor: P.M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-22212

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

in welche die internationale, so mannigfaltige Welt gekleidet ist.

Der Schweizer Pavillon

Die Schweiz hat hinter ihrem zugeteilten Pavillon A einen freistehenden Pavillon B durch die Architekten William Lescaze und John Weber erstellt. Beide Teile verbindet eine Brücke auf Obergeschosshöhe. Während Lescazes Leistung am Aviation Building nur rühmlichste Hervorhebung verdient, weil die klare und sichere Linie den Grundriss, die logische Entwicklung den Aufbau, und die Verwendung von zweckentsprechendem Material ein restlos überzeugendes Werk erstehen liess, bestimmen gegensätzliche Mittel den Charakter des Schweizer Pavillons. Situation und Grundrisse entspringen unbegründet konfuser Hand, die ebenso zapplig mit Verputz, Holzverschalung, Verschindelung und Eternit das Aeussere gestaltet hat. Es ist klar, dass die komplizierte und kostspielige Struktur des Baues einen atmosphärebringenden Innenausbau nicht begünstigt und für ihn nur die Verwendung von zementenen Platten, grauem Linoleum für die Böden und vorwiegend weisser Leimfarbe für Wände und Decken übrig liess. Die Ausstellung selbst gleicht einer Volière, in der die seltenen Vögel infolge Uebervölkerung undeutlich zu erkennen sind. Einzig Käse und Textilien heben sich innerhalb klar abgegrenzter Flächen ausdrücklich ab. Auf zu engem Raum stellen 20 Uhrenfabrikanten ihre unerreichten Erzeugnisse aus, die starkes Interesse finden. Ob dieses kostbare Gut bei nächster Gelegenheit nicht vorteilhafter auch in einer gesonderten Wertkammer vorzulegen wäre, zum Nutzen auch der aufklärungsbeflissenen Vertreter? Zugkräftig und spritzig wirbt Herbert Matter in der Ecke Tourismus, wogegen wieder die Eingangspartie im Pavillon A mit «Wissenswertem über die Schweiz» wenig einnehmende Fixpunkte birgt. Aus primitivem Material hat der vielseitige Matter das Möglichste herausgeholt. Die Blätter aber mit den Grossen unseres Landes sehen herausgerissenen Seiten gleich. Warum hat man Matter zur Auswahl des Materials nicht nach Hause kommen lassen? Die schon in ihrer Ausführung diskutable Rütlischwurgruppe hat leider die Unruhe und Enge in diesem Raum eher erhöht. Ein paar Werkzeuge, Schublehre, Reisszeug, einige kleine Messinstrumente sind da und sechs Paar Ski und einige weitere Sportartikel. Bally zeigt ganze zwei Paar Schuhe. — Ganz unbeteiligt bleibt unsere Maschinenindustrie wohl begrenzter Handelsmöglichkeiten wegen. Dann aber hätte, statt skizzenhafter Andeutung, eine eindrücklich aufgezogene Propaganda für unsere Institute, Schulen, Hochschulen und auch für unsere Sanatorien und ihre weitbekannten Aerzte in die Bresche springen sollen. Trotz allen Mängeln hat unser Pavillon den Besuchern, dem amerikanischen Volk, gefallen. Das gutgelegene Tourist-Office ist meist dicht belagert. Das hier ausgehende, saubere Werbematerial, Prospekte und Broschüren ist wiederum einzig und macht manchen Mangel in der Ausstellung wett. In gleichem Sinne arbeitet der sorgfältig geführte Restaurationsbetrieb. Die «Moserbuben» begeistern. Ueberhaupt herrscht eine wohlige und angenehme Stimmung in Haus und Garten. Das grosse Verdienst fällt unserem Konsulat in New York zu, das sich mit anerkennenswerter Hingabe und viel Liebe der Sache widmete. Von drei unerfreulichen Dingen muss noch die Rede sein: 1. Schmierfinkereien (von einem Otto Botto) wie sie im Käsekeller auf Glas aufgeölt sind, dürfen nie angenommen werden. 2. Was unsere Zentralstelle für Heimarbeit am Stand verkaufen will, ist weder gut noch guter Kitsch: Die halben Bären am Tintenfass, Alabasterfruchtschalen und dergleichen kauft auch der Amerikaner nicht, und kein Neger wird die vorhandenen Selbstbinder kaufen, vom Preis abgesehen. Ein weiterer kleiner Stand hat auf seinem Tisch Brissago und Stumpen und dicht daneben Schokoladeprodukte. Das eine stört das andere, verkauft wird sehr wenig. 3. Die Bühnendarbietungen sind sehr wichtig; wann aber wird endlich ein Orchesterpodium konstruiert, das akustische Gesetze zu berücksichtigen versucht? Unsere Sänger schreien sich die Hälse wund, wie ehemals in Paris.

Einen hervorragenden Pavillon hat Architekt Sven Markelius, Stockholm, unabhängig von Gegebenheiten, für Schweden geschaffen, mit luftiger, reizvoller Hofanlage. Der elegante Fahnenmast wirbt mit.

Werner Hauser, Bern

New York und Zürich (Vergleichende Anmerkungen zu den Ausstellungen)

Eine Vergleichung mit der Ausstellung in New York lässt die Vorzüge unserer Landesausstellung noch einmal deutlich hervortreten, vor allem den Vorzug ihrer Situierung. Praktisch bedeutete die Lage am See mitten in einem bestehenden und nach Möglichkeit zu schonenden Parkgelände und umgeben von wichtigen Verkehrslinien eine Erschwerung der Planung, aber gerade die Ungunst des langgestreckten, nach dem See orientierten Grundstückes wurde zum grössten Vorzug, während das enorme «jungfräuliche» Gelände, das nichts präjudizierte, der Ausstellung in New York architektonisch zum Verhängnis wurde. In Zürich konnten sich die Neubauten an Vorhandenes anlehnen, es entstanden die reizvollsten Situationen gerade daraus, dass auf vorhandene Baumgruppen Rücksicht genommen werden musste, und die vergleichsweise Enge der Bebauung wirkte darum nicht als Fehler, weil sie von

jedem Besucher als das aus der Situation heraus einzig Mögliche verstanden wurde. Auf einem riesigen Gelände ohne architektonische und landschaftliche Gegebenheiten bleibt schlechterdings gar nichts anderes übrig, als eine schematische Anordnung der Bauten nach geometrischen Axen, denn wollte man hier «malerisch» bauen, wäre es die bare Willkür. Wenn man aber schon axial baut, dann müssen die einzelnen Bauten Pendant bilden, dann muss man die Fassaden schematisieren, und das führt ganz von selbst zu jener langweiligen Monotonie und Verlegenheits-Monumentalität, wie sie für Weltausstellungen typisch sind; denn da man schliesslich dem Besucher etwas Ungewöhnliches bieten muss, sieht man sich gezwungen, die Bauten ins Kolossale oder sonstwie Absonderliche zu steigern, auch ohne dass dies vom Inhalt her geboten wäre. Mit der individuellen Leistung ist es bei solchen Dimensionen aus, die offene Zusammenarbeit zwischen Chefarchitekt und Mitarbeitern muss durch ein straffes Reglement ersetzt werden. Die Situation der Zürcher Landesausstellung schloss von vornherein jede axiale Entwicklung und damit Pendantbildung aus, und nur auf dieser Grundlage war es möglich, den dreissig einzelnen Ausstellungsarchitekten jene Freiheit einzuräumen, die schliesslich den Reiz der Ausstellung ausmachte und die darüber hinaus die Aktionsfähigkeit des demokratischen Gedankens unter Beweis stellte. Die Enge der Bebauung verhinderte, dass der Besucher viele Bauten zugleich im Blickfeld hatte, er bekam eine nach der andern zu sehen, und so bestand keine Ursache, die einzelnen Bauten ins Sensationelle aufzupeitschen. Die gleichen so erfreulich einfachen und trotzdem abwechslungsreichen Bauten hätten gleichgültig und unordentlich erscheinen müssen, wenn grössere Abstände ermöglicht hätten, viele auf einmal zu sehen. Die Enge der Situation intensivierte ganz von selbst die einzelnen Bauten und zugleich die dazwischenliegenden Gärten, während ein zu grosses Gelände mit riesigen Zwischenräumen und Avenuen wie in New York das Einzelgebäude relativiert, den Zwischenraum entleert und damit zugleich zur Uebertreibung und zur Schematisierung aller Bauformen zwingt. Es ist wichtig, sich diesen Unterschied vor Augen zu halten, denn er zeigt, wo die Möglichkeiten intensiver und spezifischer kultureller Leistungen für ein kleines Land wie das unsrige liegen, und zwar gilt dies nicht nur für das Gebiet der Architektur.

Es ist das besondere Verdienst des Chefarchitekten Hans Hofmann, die Möglichkeiten, die gerade in der Beschränkung lagen, klar erfasst und ins Positive gewendet, ja zur Grundlage der ganzen Planung und der kollegialen Zusammenarbeit mit mehr als dreissig Architekten gemacht zu haben, und ausländische Besucher, die beide Ausstellungen zu sehen Gelegenheit hatten, haben diese zürcherische Ausstellung als eine Leistung empfunden, die nicht nötig hat, die Kleinheit der Verhältnisse als Entschuldigung anzuführen, sondern als Ansporn zu einer Intensität, die weit über das hinausging, was New York mit einem Vielfachen an materiellem Aufwand als Gesamtanlage zu bieten vermochte.

P. M.

Das moderne Raumproblem

Die Rolle des «Raumes» in unseren modernen Bauten ist mehr als eine architektonische Frage, indem die Vorstellung von R a u m das wesentlichste Element und Symbol für unser Denken und Fühlen geworden ist.

In den Streitfragen um den modernen Baustil ging es hauptsächlich um die Baumaterie, welche die Räume umhüllte. Es gab in den schlechtesten der vorangehenden Perioden gute Räume. Gegen den grossen Tonhallesaal in Zürich als Raumschöpfung lässt sich prinzipiell nicht viel einwenden Aber seine Umhüllung ist das Schlimme. Bei solchen öffentlichen Bauten wie auch beim «Salon» im Wohnbau war es das schwierigste, die grosse «Gefühls»-Investierung in all der wuchernden Formenwelt der Decken, Wände und Säulen, der Prunkmöbel, Nippsachen, Draperien usw. zu liquidieren. Auch mit den pseudogotischen Bauten wollte man aus der Gotik nicht das Charakteristische und auch dazumal «Moderne», nämlich die grossen Lichtflächen der Kathedralen und Ratsäle gewinnen, sondern die Unzahl der Fensterpfeiler, Butzenscheiben; dunkles Getäfer, also gerade das Dunkel, das Verschlossene: die schwere «gotische Mauer» (obwohl das ein Widerspruch in sich bedeutet). Man wollte mittelalterliches Materialgefühl, Zunfthandwerklichkeit. In der Pseudorenaissance sollten die Bossen, Gesimse und grossen Säulenordnungen durch ihren substantiellen Aufwand zum Ausdruck einer vorhandenen oder gewollten Potenz, wie bei Staatsbauten und Bankhäusern werden. Allerdings gibt es auch Bauten, wie Sempers Polytechnikum, wo man aus der klassischen Haltung eine Allegorie des Ordnungswillens, der Geistigkeit, einer, wenn auch historisch orientierten Besinnung herausliest. Aber alles manifestierte sich im Betonen des Materiellen.

So war noch bis vor einigen Jahren die Verteilung von Wand- und Fensterflächen eine Frage der verbleibenden Wandstruktur, des stofflichen Gitters zwischen den Oeffnungen. Erst die weitgehende Verminderung jenes Grundstoffes durch minimale Stützen aus Eisen und Eisenbeton brachte hier Freiheit. Aber diese Techniken waren hauptsächlich Mittel, und weniger Ursache zum modernen Bauen. Denn schon pompejanische Gartenfronten, gotische Masswerkwände, die Südseiten schweizerischer Bauernhäuser, uralte Bauweisen des fernen Ostens zeigen die-